

Geschleckskörper – hormonell stabilisiert oder flexibilisiert? (Das Lesbenhormon)

BETTINA BOCK VON WÜLFINGEN

„Whose view of human nature is correct? The great majority of us never think about it, but every policy, every program, every law regulating everything from guns to homelessness to taxation is predicated on how its formulators see human nature.“ (Chandler Burr 1996)¹

Einleitung

Nicht nur Körper, auch Geschlecht und Sexualität werden derzeit als verschwindende – wenn nicht längst verschwundene – Kategorien gedeutet. So mutmaßt der Hamburger Sexualforscher Gunter Schmidt z.B. hoffnungsfröhlich, es hätte zwar die sexuelle Liberalisierung ab den 1970ern gerade zu einer Verstärkung identitätsstiftender Biologisierungen geführt, es gäbe aber nun eine beginnende Auflösung monosexueller Festlegung. Dies schreibt er unter anderem konstruktivistischen Ansätzen zu, die die Naturalisierungen von Geschlecht herausforderten (Schmidt 2001: 223; vgl. auch Bauer in diesem Band). Diese Kultur-Diagnose scheinen zunehmende gesetzliche Lockerungen v.a. in den USA und Europa, wie etwa die Möglichkeit der Eintragung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften und zunehmende Gesellschaftsfähigkeit von Homosexualität nahe zu legen. Aus biologianalytischer Perspektive allerdings ist

1 In dem Artikel in der konservativen US-Wochenzeitung *The Weekly Standard* erklärt Burr, dass die Theorie der genetischen Vererbung von Homosexualität von Konservativen begrüßt werden sollte, da inzwischen durch Gentherapie in diesem Fall das ‚Homosexualitätsgen‘ durch das ‚Straight 1-Gen‘ ersetzt werden könnte.

dagegen seit etwa Ende der 1990er Jahre eher eine neuerliche Welle der Verankerung von Geschlechterkonzepten im materialen Gewebe der Moleküle zu beobachten. In besonders differenzierter Weise verdeutlicht dies eine Studie von 1999 (Singh et al.), in der festgestellt wird, „sich maskulin gebende Lesben“ (Butches) hätten einen höheren Testosteron-Spiegel, als „sich feminin gebende Lesben“ (Femmes). Nicht nur sexuelles Begehrten, auch Geschlechterrollenverhalten wird in dieser Studie bis ins Detail dem Hormonspiegel zugeschrieben.

Die produktive Verwobenheit von gesellschaftlichen Diskursen und (biologischen) Deutungen des Körpererlebens bis hin zum Sozialverhalten ließ im Verlauf der vergangenen 200 Jahre sehr unterschiedliche ‚Homosexuelle‘ entstehen.

So wlich unter politischem Druck der Sodomit, hervorgebracht durch den klerikalen Diskurs, der die gleichgeschlechtlichen Sexualhandlungen verurteilte, dem kriminalisierten Päderasten (Foucault 1999). Dieser juridische Diskurs seinerseits machte gegen Ende des 19. Jahrhundert einen emanzipatorischen Diskurs produktiv: Die Argumentationslinien und das hermeneutische Konzept der Studie von Singh et al. fußen in dem Geschlechterkonzept des Juristen Karl-Heinrich Ulrichs (und seiner medizinischen Nachfolger), der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit der Darstellung gleichgeschlechtlicher Liebe als in ihrem Wesen naturhaft – und damit nicht zu kriminalisieren – ihre Biologisierung, dies aber auch mit den Folgen der Pathologisierung, bewirkte. Von diesem historischen Moment an bieten verschiedene biologische Konzepte über die gleichgeschlechtliche Sexualpraxis und -liebe bzw. später über homosexuelle Neigung und Identität, unterschiedlich flexible Geschlechter. Dabei befinden sich emanzipatorisch intendierte Materialisierungsversuche der geschlechtlichen oder homosexuellen Identität stets im Widerstreit mit konservativ-pejorativer Diskriminierung mit denselben essentialisierenden Mitteln.

Die Studie von Singh et al. 1999 ist die erste biologische Studie, die nicht nur männliches und weibliches Verhalten als Resultat von Hormonen „beweist“, sondern diese These gar auf zwei Untergruppen von Frauen anwendet. Lesben werden dadurch heterosexualisiert. Dies legt Parallelen zu der Zeit Ulrichs zu vermuten nahe: nämlich jene des geschlechtlich antiemanzipatorischen *backlashes* vor dem Hintergrund (geographisch stark expandierender) Deregulation. Der Weg weg vom starreren Genkonzept zum Hormon seit Mitte der 1990er Jahre scheint zunächst die Geschlechter zu flexibilisieren – Geschlechterverhalten wird käuflich in Form von Hormonspritzen etwa. Verhalten an sich allerdings wird mit der Wende ins 21. Jahrhundert immer weniger als Produkt eines kollektiven sozialen Austauschs verstanden, sondern – seit Mitte/Ende der 1990er Jahre in zunehmendem Maße – in die körpereigene Materie gelegt und damit individualisiert. Letzten Endes mögen die unterschiedlichen Arten der Essentialisierungen Körper und Sexualitäten

von unterschiedlicher Handlungsfreiheit hervorbringen – als emanzipatorische Strategie jedoch ist diesen Essentialisierungen ein Determinismus konzeptionell so nah, dass beide getrennt voneinander kaum zu denken sind, wie die folgende Darstellung zeigen wird.

Im ersten Abschnitt dieses Aufsatzes werden kurz Ulrichs Konzept der natürlichen, erblichen gleichgeschlechtlichen Neigung und die gesellschaftlichen Umstände, die zur Hervorbringung dieses Konzeptes führten, dargestellt. Denn auf dieser theoretischen Grundlage wurden Konzepte der hormonellen Steuerung von Geschlechterrolle und Sexualität entwickelt, wie sie sich über einhundert Jahre später in der Arbeit von Singh et al. wieder finden lassen.

Im zweiten Teil wird der erklärbungsbedürftige Umstand diskutiert, dass in Folge von Ulrichs Arbeit Hormone für geschlechtliches Rollenverhalten und damit auch für ‚abweichendes Sexualverhalten‘ verantwortlich gemacht wurden. Primär auf das Genom fokussierende Theorien dagegen erlebten lediglich eine kurze Hochphase.

Im dritten Teil wird die Studie von Singh et al. umfassend dargestellt und auf ihre Konstruktionsverfahren hin untersucht, mittels derer dem Geschlechterverhalten eine materielle Basis gegeben wird. Besonders hervorgehoben werden dabei jene Grundannahmen („contextual values“, Longino 1990), die Parallelen zum Konzept Ulrichs und seiner Nachfolger zeigen.

Im letzten Teil wird der soziale Kontext oder ‚Zeitgeist‘, in dem die Singh et al.-Studie entstand, beleuchtet. Dabei werden aktuelle hormonelle Essentialisierungen als backlash gegen aktuelle Bestrebungen des feministisch-sozialen Konstruktivismus bzw. der Emanzipation gedeutet.

1 Ulrichs Theorie der Naturhaftigkeit gleichgeschlechtlicher Liebe und der Streit um ihre Pathologisierung

Im Gegensatz zur zu seiner Zeit landläufigen Auffassung, ein gleichgeschlechtlicher Sexualakt sei als eine ketzerische Handlung von Sodomiten (so der klerikale Diskurs), wenn nicht von Päderasten (im juridischen Diskurs stand der Analverkehr als Akt im Vordergrund) als widernatürliche Handlung zu ahnden, unterstrich Karl-Heinrich Ulrichs das naturhafte Wesen der gleichgeschlechtlichen Liebe: denn diese gründe sich auf die Geschlechterinversion der Beteiligten, der sie unschuldig und ohnmächtig gegenüber stünden. Urninge (männerliebende Männer, wie er die gleichgeschlechtlich Liebenden nannte) trügen weibliche Seelen im männlichen Körper und Urninginnen (frauenliebende Frauen)

männliche Seelen im weiblichen Körper („psychischer Hermaphroditismus“, Ulrichs 1865).

Voraussetzung der Theorie Ulrichs von der natürlichen Inversion der Geschlechter bei den Urnungen und Urninginnen war die breite Akzeptanz der Dichotomisierung der Geschlechtscharaktere und der biologischen Geschlechter, wie sie sich im 18. Jahrhundert in Ablösung des vorigen Ein-Geschlechter-Modells (Laqueur 1996) durchsetzte. Das Zwei-Geschlechter-Modell zielte auf den reproduktiven Körper ab, im Zuge dessen aufklärerischer Konzeptionierung das wissenschaftliche Interesse an Sexualität zunahm.

Nach Ulrichs Darstellung der zwei Geschlechter finden sich in einem zunächst undifferenzierten menschlichen Embryo Samenkerne für Körper, Geschlecht, Sexualität, Psyche und Liebestrieb. All diese können sich getrennt voneinander männlich oder weiblich entwickeln und dabei je nach den Kombinationen eine große Vielfalt an sexuellen Zwischenstufen bilden (Herrn 1995). Bei Urnungen und Urninginnen habe sich der Liebestrieb und die Psyche in eine andere Richtung entwickelt als der Körper. Hiermit widersprach Ulrichs zwar der gängigen Lehrmeinung, nach der der Geschlechtscharakter sich nicht getrennt vom Körpergeschlecht entwickeln könne, da Körper und Seele einen stofflichen Wirkungszusammenhang darstellten (Schmehrsal 1995). Dennoch blieb bei Ulrichs die Seele naturhaft, körperlich-materiell, wenn er sie auch nicht zu erklären wusste. Zugleich benutzte Ulrichs, um seine Theorie zu untermauern, die binären Verhaltens- und Wesenzuschreibungen zu den Geschlechtscharakteren, so dass der Widerspruch zu dominanten Theorien begrenzt war.

Auf diese Weise naturalisierte er die so genannten widernatürlichen *Handlungen*, allerdings als *Wesensanteile* des Uranismus (der späteren Homosexualität), d.h. als ihre Essenz.² Der juridische Diskurs gegen die Päderastie zeigte hier seine Produktivität. Ulrichs Briefe, in denen er seine Theorien darlegte, wurden tatsächlich gerichtlich bedeutsam, als ein Freund von ihm 1870 „widernatürlicher Handlungen“ im Mannheimer Park bezeichnet wurde.

Diese Naturalisierung wurde fortan in sowohl emanzipatorisch-affirmativer Weise, wie auch in pathologisierender Weise interpretiert und weiterverfolgt.

Während Magnus Hirschfeld und das Wissenschaftlich Humanitäre Komitee die Ulrichs'sche Naturalisierung dieser „Missbildung“ (wie Hirschfeld den Uranismus zunächst bezeichnete) als Instrument für die Entkriminalisierung zu wenden versuchten, verfolgten psychiatrische

2 „Die Sodomie – so wie die alten zivilen oder kanonischen Rechte sie kannten – war ein Typ von verbotener Handlung, deren Urheber nur als ihr Rechtssubjekt in Betracht kam. Der Homosexuelle des 19. Jahrhunderts ist zu einer Persönlichkeit geworden, [...] die schließlich eine Morphologie mit indiskreter Anatomie und möglicherweise rätselhafter Physiologie besitzt.“ (Foucault 1999: 58)

Ärzte wie Carl Westphal (1869) und Richard von Krafft-Ebing (1903), vor allem aber ihre US-amerikanischen Kollegen, eine darwinistisch-evolutionsbiologische Interpretation, nach der die Urninge und Urninnigen nun also ‚von ihrer Natur aus‘ untauglich seien, zur Reproduktion der Bevölkerung beizutragen. Sie müssten somit psychiatrisch behandelt, bzw. die Ursache dieser Störung ergründet werden.

Im Verlauf des 20. Jahrhunderts wurde so schließlich durch die unverbundene Gegenüberstellung der ‚natürlichen‘ Binaritäten homosexual/heterosexual die Geschlechterdichotomie verschärft, letzte Beweglichkeiten zwischen den Geschlechtern aufgehoben (vgl. Schmehrsal 1998) und alternative Konzepte verdrängt.³

Ulrichs Konzept der verschiedenen Wesenskerne, die eine große Vielfalt mit kontinuierlichen, wenn auch nicht fluiden Übergängen hätte ermöglichen können, wurde von seinen ideellen Nachfolgern aus der Homophilen-Bewegung und von psychiatrischen Ärzten in die Zweigeschlechtlichkeit zurückgestutzt.

Ulrichs Naturalisierungs-Konzept diente insofern letztlich nicht nur der Wiederherstellung der Geschlechterordnung in der Auseinandersetzung zwischen ‚Heterosexualen‘ und ‚Homosexualen‘ – sondern auch zwischen Mann und Frau. Denn zunehmend zum Ende des Jahrhunderts hin wurde in Frankreich wie in Deutschland eine ‚Männlichkeitskrise‘ ausgemacht, die sich in der Infragestellung der politischen Ordnung durch die erste Frauenbewegung einerseits und die vermehrte Rede von den ‚effeminierten Männern‘ auszudrücken schien. Denn bei der Herausbildung der Nationalstaaten bekamen bevölkerungspolitische Fragen erstmals biopolitisches Gewicht: den aus evolutionsbiologischer Sicht ‚gesunden‘ Beitrag leisten zu können, wurde zu Zeiten der Emanzipationsforderungen und vor dem Hintergrund des behaupteten Geburtenrückgangs um die Jahrhundertwende zunehmend bedeutsam (Dienel 1995; Badinter 1984). Die spezielle hormonelle ‚Natur der Frau‘ war es – bald in zunehmend wissenschaftlich ausgeklügelter Argumentation – die der Frau in einer bald konzipierten *hormonalen* Hierarchie den Zugang zur Gesellschaft weiter verwehrte. (Vgl. Schmehrsal 1995; Oudshorn 2002, Wöllmann in diesem Band.)

3 Weibliche Schwäche, bzw. gleichgeschlechtliche Liebe seien (in der Erziehung und Lebensweise) *erworrene* Neigungen, meinten beispielsweise der Mediziner Carl-Ludwig Klose (1829) oder Albert von Schrenk-Notzing (1892). Auch das Konzept des ‚Dritten Geschlechts‘, das vor allem Hirschfeld als nicht-pathologisierenden Begriff für ‚Männer mit weiblicher Seele‘ stark mache, konnte sich nicht durchsetzen.

2 Hormone und brain sex⁴

Ulrichs Theorie des angeborenen Uranismus und der Samenkerne ließ offen, auf welche Weise dieser entstünde. Er legte insofern gemeinsam mit seinen Nachfolgern den Grundstein sowohl für das Konzept der hormonellen Prägung wie der genetischen Vererbung. Doch im Gegensatz zu dem Genmaterial, dessen Wirken nach einer Manipulation immer erst eine Generation (von Bohnen, Flohfliegen oder anderen Testorganismen) später beobachtbar war, ließen sich bereits früh im 20. Jahrhundert Hormone extrahieren und Körpern – unter Beobachtung spezifischer, vergleichsweise kurzfristiger Reaktionen zuführen. Schon kurz nach der Jahrhundertwende ließen sich Hormone bereits sowohl wissenschaftlich wie auch wirtschaftlich verhandeln.

Die Frage nach dem biologischen Wesen von Mann und Frau, und damit nach dem Wesen der ‚Inversion‘ oder ‚Conträrsexualität‘, war spätestens mit dem Ullrichs’schen Uranismus in die Öffentlichkeit geraten. Die Idee der weiblichen Seele im männlichen Körper, die von Ulrichs und anderen beschrieben wurde, nahm Sigmund Freud auf. Als Sitz der Seele verstand Freud, geprägt von seiner medizinischen Herkunft, erstmals das Gehirn, wo er Sexualitätszentren verortete (Freud 1961). In dieser Verortung der Sexualpräferenzen im Gehirn haben die zahlreichen späteren neuroanatomischen Studien zur Homosexualität ihren Ursprung. Die diskursive Verstofflichung des Geschlechtscharakters im Hormon nahm etwa zeitgleich seinen Lauf:

1894 verwendeten William Bayliss und Ernest Henry Starling zum ersten Mal das Wort Hormon öffentlich, um damit die Wirkung von Stoffen zu beschreiben, die Ausschüttungen von Drüsen oder Magentätigkeit anregten (Fausto-Sterling 2000: 149).

Bereits 10 Jahre später prägte der Wiener Physiologe Eugen Steinach den Begriff der geschlechtlich gegensätzlichen Sexualhormone für die Extrakte der Gonaden (Steinach 1910). Obwohl, wie die Biologin Anne Fausto-Sterling rückblickend kritisiert, Östrogene und Androgene im ganzen Körper vorkommen und dort die verschiedensten v.a. wachstumsstimulierenden Prozesse auslösen (Fausto-Sterling 2000: 179), was auch zu Steinachs Zeiten bereits zu heftiger Kritik an der behaupteten Geschlechtsspezifität der Hormone führte,⁵ benannte er die Extrakte von Hoden und Ovarien unterschiedlich, eine Praxis, die die medizinische Geschlechterdichotomie stark vertiefte.

4 Gemeint ist hier das auf deutsch als Gehirngeschlecht zu bezeichnende Konzept des „sexually differentiated brain“. Darunter ist sowohl eine Differenzierung in sex als auch in gender zu verstehen. Der deutsche Begriff ist bisher kaum verbreitet. Sämtliche Übersetzungen aus dem Englischen stammen im Folgenden von mir.

5 So vor allem in den 1930er Jahren (vgl. Oudshoorn 1994: 34).

Zur selben Zeit etwa wurden Hormone auch von der Medizin und Psychologie akzeptiert als Vermittler zwischen Anatomie und Verhalten. 1907 nannte der Sexualforscher Iwan Bloch zum ersten Mal vorsichtig einen möglichen Zusammenhang zwischen Hormonen (diesem „*interkurrenten dritten Faktor*“), Homosexualität und Körper („weiblich-unmännliche Sexualpsyche bei [...] männlichen Genitalien“ bzw. „unmännlich geartete Psyche in einem typisch männlichen Körper“ (Bloch 1907: 585). Steinach selbst beschrieb die Wirkung der „männlichen“ und der „weiblichen“ „Sexualhormone“ als strikt getrennt: Sie seien Ursache für die gegensätzlichen Geschlechtscharaktere. Allerdings sei ihre jeweilige Ausprägung abhängig von ihrem Mischungsverhältnis im Körper, so dass Steinach nicht die Kategorien Mann – Frau, sondern die männlichen und weiblichen Eigenschaften, in Abhängigkeit von ihrem Mengenverhältnis zueinander glaubte unterscheiden zu können (Steinach 1920; Steinach & Lichtenstern 1918: 145).

Der Historiker Heiko Stoff kommt bei einem Vergleich des Steinach'schen Hormon-Geschlechter-Modells mit dem herkömmlichen, d.h. der anatomisch-physisch-mentalalen Mann/Frau-Dichotomie, zu folgender Auffassung:

„Das strikte ‚Zwei-Geschlechter-Modell‘, der ‚radikale Dimorphismus‘, der Mann und Frau in einer anatomischen und physiologischen Unvergleichlichkeit positionierte, flexibilisierte sich in diesem Konzept zu einer alleine noch relativen Wirkung von endokrinen Substanzen.“ (Stoff 2000: 281)

Fasst dieser Kommentar auch trefflich die Neuerung des Steinach'schen Konzeptes selbst zusammen, brachte dies jedoch nicht mit sich, dass die Hegemonie des ‚radikalen‘ Zwei-Geschlechter-Modells, sowohl bezogen auf die Physis wie auch auf die Psyche, in Frage gestellt worden wäre. Denn Grenzwerte von nicht mehr akzeptablen Hormon-Mischungsverhältnissen im menschlichen Körper wurden – im Glauben, dadurch die männlichen und weiblichen Geschlechtscharaktere zu sichern – bald festgelegt, so dass durch die Formulierung klar distinkter Hormongeschlechter jegliche Zwischenwerte als pathologische Erscheinungen ausgeschlossen wurden.

Zudem führte die These, ein bestimmter Geschlechtscharakter mit eindeutig abgrenzbaren männlichen oder weiblichen Wesenszügen entstünde in Abhängigkeit vom Hormonstatus im Körper, im Verlauf des Jahrhunderts zu Behandlungen von so genannten Homosexuellen mit Hormonen verschiedenster Art (vgl. z.B. Ricketts 1984).

Die heutige Endokrinologie und Neurologie versucht noch immer, die Wirkzusammenhänge zu verstehen, die den behaupteten biologischen „Geschlechtscharakter“ ausmachen. Bisherige Ergebnisse der Suche nach physiologischen (stofflichen) Manifestationen zweier distinkter

menschlicher Geschlechtscharaktere beruhen weiterhin auf statistischen Ergebnissen, ohne dass die möglicherweise formal und im erkenntnis-theoretischen Sinne positiv unentscheidbare Frage ‚Is it nature or nurture?‘, jemals mehr als gestreift worden wäre. Dennoch gehen Singh et al. (mehr oder weniger implizit, vgl. Abschnitt 3) von folgendem aktuell dominanten medizinisch-biologischen Konzept aus, das die Wirkung von Hormonen in verhaltensgeschlechtlich vereindeutigender Richtung erklären soll:

Man hatte bei Mädchen, die z.B. mit überdurchschnittlich großer Klitoris geboren wurden, gezeigt, dass ihre Nebennieren Testosteron meist nicht, wie bei den meisten Frauen, in Östrogene umwandelten, so dass diese Mädchen einen hohen Testosteron-Spiegel hatten (ein als *congenital adrenal hyperplasia* bezeichnetes Phänomen). Da diese sich vermeintlich besonders burschikos verhalten würden, und da versucht wurde, einen Zusammenhang zwischen diesem ‚abweichenden‘ Verhalten und biologischen Gegebenheiten herzustellen, wurde (und wird auch heute, vgl. Hall et al. 2004; Berenbaum/Bailey 2003; Nordenström et al. 2002) eine ‚Störung‘ in der Gehirnphysiologie vermutet. Hier, wie bei Schwulen, deren Verhalten als dem chromosomal Geschlecht widersprechend gedeutet wurde, greift man seither auf die Annahme einer Störung der *sexuellen Differenzierung des Gehirns* zurück.⁶

Das *sexually differentiated brain* als biologisches Theoriekonzept wurde in den 1980er Jahren von VertreterInnen der Organisationstheorie hervorgebracht. Nach diesem Gedankengebäude – der Organisationstheorie – werden (geschlechtlich kodierte) Eigenschaften bereits beim Fötus im Uterus durch spezifische Anordnungen und Ausprägungen der Gehirnphysiognomie und -physiologie unveränderlich für den weiteren Lebensverlauf festgelegt.⁷

Die Organisationstheorie, auf der ihre körperliche Manifestation, das *sexually differentiated brain* beruht, hatte sich in den 1980er Jahren in der Fassung durchgesetzt, wie sie zunächst 1979 als Arbeitshypothese von Beach vorgestellt worden war (Beach 1979). Sie fand Anhänger z.B. in dem Neurowissenschaftler Roger Gorski (1984) und der Biologin Anke Ehrhard, die bereits zeitgleich „Ergebnisse“ beschrieb, die diese

6 Damit fügte sich zum chromosomal Geschlecht, dem Körpersgeschlecht und dem gonadalen Geschlecht nun das *sexually differentiated brain* hinzu, die sämtlich ‚Störungen‘ in ihrer eindeutigen Sexualausprägung im Verhältnis zu den jeweils anderen biologischen Geschlechtsmerkmalen unterliegen könnten, wie es fortan heißt.

7 Die aktuellste Fassung der Organisationstheorie, die Aktivierungstheorie, stellt für das *sexually differentiated brain* eine leichte Flexibilisierung dar. In dieser jüngsten Theorieanpassung wird ein gewisser Anteil der Prägung der nachgeburtlichen Lebensphase vorbehalten, denn erst ein Hormonspiegel in bestimmter Höhe (beim Kind oder etwa in der Pubertät) könne dann die Wirkung im vorgepräten, bereits bei Geburt ansonsten geschlechtlich kaum mehr veränderlichen, System entfalten (sofern keine ‚Störungen‘ vorliegen).

Theorie bestätigen würden (Ehrhardt 1979). Doch was haben nun nach diesem Modell Hormone in Erwachsenen und strukturelle Festlegungen im Fötus miteinander zu tun?

Nach der Organisationstheorie bzw. nach seinem differenzierteren Konzept, der Aktivierungstheorie, entwickelt sich die sexuelle Differenzierung des Gehirns in einer bestimmten, für Hormone besonders empfindlichen pränatalen Phase. Bei Nagetieren, Ratten und Hamstern hatte man beobachtet, dass, gab man ihnen in einer bestimmten fotalen Entwicklungsphase Testosteron, diese ein Gehirn entwickelten, das später nicht auf Östrogenschübe reagierte (sog. azyklisches Gehirn), während nicht von höherem Testosteron-Spiegel betroffene weibliche Föten ein Gehirn entwickelten, das nachgeburtlich bzw. beim erwachsenen Tier auf Östrogen reagierte (sog. zyklisches Gehirn). Getestet wird dies anhand der Reaktion des Gehirns in Form von spezifischen Hormonausschüttungen auf Östrogengabe. Lässt sich durch eine Östrogenspritze ein Anstieg des Luteinisierenden Hormons (LH) beobachten, wird das Gehirn als ein zyklisches (und damit ‚weibliches‘) betrachtet. Dass das ‚männliche‘ (azyklische) Gehirn vermeintlich nicht auf Östrogenschübe reagiere, wird damit erklärt, dass auf ungeklärte Weise ein höherer Testosteron-Spiegel im Fötus bzw. Uterus nachhaltig eine Blockade gegenüber Östrogenwirkungen aufbaue. Genau dies ist die Schwachstelle, die black box des Theoriegebäudes, denn sämtliche bisherigen Erklärungsansätze und Befunde widersprechen einander.

Günter Dörner formulierte bereits auf der Basis von Versuchen an Ratten 1975 eine Theorie der Homosexualität aufgrund des Hirngeschlechts. In Bezug auf Lesben ging seine Arbeitsgruppe von einem Androgenüberschuss in einer kritischen Fotalphase aus, bei Schwulen von einem Androgenmangel, so dass das Gehirn in seinem weiblichen Urzustand verharre (Dörner et al. 1975).

1984 wurde in einem der renommiertesten Wissenschaftsmagazine der USA, Science, ein Beitrag veröffentlicht, der die Theorie des weiblichen Gehirns von Schwulen zu bestätigen schien: Einige von 17 untersuchten homosexuellen Männern tendierten im Vergleich zu 12 heterosexuellen Männern dazu, auf Östrogengabe mit einem Anstieg des Luteinisierenden Hormons (LH, bzw. ICSH) zu reagieren, also quasi zyklisch (Gladue et al. 1984).

Dass diese Art der Forschung, insbesondere die Schlussfolgerungen von Dörner bereits damals umstritten waren, zeigt das Zitat des Neurowissenschaftlers Roger Gorski, der viel über Hirndifferenz gearbeitet hatte. Er meinte in Bezug auf Dörners Arbeiten etwa 1980: „There is something reductive and scary about a situation in which you might be able to ask a mother whether she wants testosterone treatment to avoid having a homosexual son.“ (Vgl. Durden-Smith 1980)

Günter Dörners hier angesprochener Theoriestrang besagte, dass mütterlicher Stress verhindern würde, dass Testosteron vermännlichend auf die von Dörner angenommenen Sex-Zentren im Gehirn wirken könnte. Das Zitat belegt allerdings nicht nur, wie umstritten die Homosexualitätsforschung war, sondern, dass es fast immer eben um Prävention ging.

Obwohl die Geschlechterdichotomie des Gehirns bzw. die diese voraussetzende Organisationstheorie extrem umstritten war und ist und gar als widerlegt bezeichnet wurde (z.B. ist bei Primaten gezeigt worden, dass jedes männliche Schimpansenhirn zyklisch reagieren kann, wenn es nur dauerhaft genug Östrogene erhält), steht das so genannte Hirngeschlecht nach dem chromosomalen und den sekundären Geschlechtermerkmalen meist an dritter Stelle im gynäkologischen Lehrwerk. Gelegentlich auch von biologischer Seite wurde die Übertragbarkeit von Ergebnissen zur endokrinen Verhaltenssteuerung bei Ratten oder Meerschweinchen auf Menschen bemängelt, oder in Frage gestellt, ob ‚mounting‘ (als Maßstab männlichen Sexualverhaltens der Ratten) überhaupt als ‚sexuell‘ bezeichnet werden könne (Beach 1971). Ratten zeigen z.B. ein als eindeutig dichotom beschriebenes Verhalten wie kaum irgendein anderes Säugetier. Weibliche Ratten ‚präsentieren‘ ihr Hinterteil, ‚sich männlich verhaltende‘ dagegen ‚besteigen‘. Geschlechtlich sich ‚verkehrt‘ verhaltende Ratten erkennt man nicht an der ‚falschen‘ PartnerInnenwahl, der sog. object choice, also daran, dass eine weibliche Ratte eine andere weibliche Ratte als ihren mating partner erkennt, sie also besteigt, sondern daran, dass sie *überhaupt besteigt*, also ‚versucht zu penetrieren‘, egal, ob das ‚richtige‘ Geschlecht, also ein Männchen, oder ein Weibchen (Birke 1981; Dörner 1968). Allein diese Verhaltensdeutung der vermeintlich homosexuellen Ratte (die hier als Modell für menschliche Lesben und Schwule verwendet wird, vgl. Dörner/Hinz 1968), gibt viel Aufschluss darüber, dass das biologische Konzept Homo-Sexualität mit gleich-geschlechtlicher Liebe wenig zu tun hat, sondern wohl eher mit ‚geschlechterunangemessenem‘ Verhalten. Vorausgesetzt wird also nicht nur eine In-Eins-Setzung von Geschlechtsidentität mit entsprechendem Sexualverhalten, sondern auch beider Dimorphismus. Voraussetzung wiederum für ein sexuell dimorphes Sexualverhalten ist die Existenz zweier exakt distinkter Geschlechter. Das vermeintlich ‚dimorphe Verhalten‘ des Luteinisierenden Hormons, das entweder zyklisch oder tonisch ausgeschüttet werde, war schließlich jenes missing link, das sich zwischen den angenommenen dimorph geprägten Gehirnen und dem hormonell bedingten Sexualverhalten einfügte.

Indizien, die die Behauptung stützen könnten, die besagten zyklischen oder tonischen Hormonausschüttungen (seien sie nun *unwiderruflich* entweder tonisch oder zyklisch oder auch nicht) hätten irgendeine Relevanz für eine Verhaltensausprägung, sind nicht erbracht, wenn überhaupt untersucht worden. Deutlich wird allerdings in dem Konzept

der black box ‚sexually differentiated brain‘ der Widerspruch zu Steinachs Kontinuum der Hormonmischungsverhältnisse und der Geschlechtscharaktere. Dieses wurde erst durch die Pathologisierung uneindeutiger Hormonverhältnisse und deren Entfernung daraus wieder in das binäre Gesamtbild gefügt (s. Kap. 3). Das dichotome Angebot der sexually differentiated brain-Theorie ‚entweder zyklisch oder tonisch‘, also entweder weiblich oder männlich, lässt von vornherein keine Zwischenstufen oder Flexibilität geschweige denn ‚Geschlechterfluidität‘ zu.

Dies gilt auch für die Theorie der *genetischen* Vererbung, so dass sich auch hier keine Alternativen zum dichotomen Forschungsstandard abzeichnen.

Die Theorie der genetischen Vererbung von Homosexualität wurde in den 1980er und 90er Jahren sowohl in neurowissenschaftlichen Theorien (bei der Interpretation der Versuchsergebnisse) und in Chromosomenstudien vor allem von schwul-aktivistischen Forschern vorangetrieben. (Vgl. z.B. Le Vay 1991; Hamer et al. 1993; Hu et al. 1995)⁸ Mitte der 90er Jahre wiederum sorgten diese Arbeiten für harsche Reaktionen, denn sie hielten Überprüfungen nicht stand und wurden auch von den Autoren selbst relativiert. (Vgl. Rice in Byrd 2001; Mann 1994; Le Vay 1996; *Scientific American* 1995)

Ein möglicher Grund für den Strategiewechsel dürfte in dem Entzug des Drucks gegen ‚Homosexuelle‘ liegen, wie er zumindest von Seiten der psychiatrischen und psychologischen Profession erfolgte. So wurde u.a. durch das Engagement schwul-lesbischer pressure groups die Diagnose Homosexualität bzw. Ego-dystonische Homosexualität als psychopathologische Störung zunächst aus dem Diagnostic and Statistical Manual (DSM) der American Psychiatric Association (APA) und schließlich 1992 auch aus der von der WHO herausgegebenen International Classification of Diseases (ICD) gestrichen (Socarides 1992).⁹

Wenn auch essentialistisch, bietet die Theorie der prägenden Hormonspiegel in der pränatalen Umwelt im Gegensatz zur Gen-Theorie – zumindest scheinbar – ein höheres Maß an intermediären Positionen.

-
- 8 Le Vay 2001: „[...] people who think that gays and lesbians are born that way are also more likely to support gay rights.“ Ähnlich argumentieren die Zwillingsforscher Bailey/Pillard 1991, zit. in New York Times 1991; vgl. auch den Review biologischer Homosexualitätstheorien von Byne/Parsons 1993.
 - 9 Le Vay betonte, dass die Streichung dieser Diagnose keiner neuen wissenschaftlichen Erkenntnis folgte (*Scientific American* 1995): „*Gay activism was clearly the force that propelled the APA to declassify homosexuality.*“

3 Lesbenhormon

Eine zunehmende Diversifizierung der ‚abweichenden‘ Sexualitäten ist tatsächlich in psychologisch-physiologischen Untersuchungen seit Ende der 1990er Jahre beobachtbar. Durch die Anwendung binärer Schemata und zugleich auch die Biologisierung derselben werden diese jedoch sogleich wieder verfestigt, was sich an einer speziellen Studie verdeutlichen lässt. Der Titel der Studie, auf die sich die folgende Analyse bezieht, lautet „*Lesbian erotic role identification: behavioural, morphological and hormonal correlates*“ (Singh et al. 1999) und sie erschien in der Fachzeitschrift für empirisch-psychologische Forschung *Journal of Personality and Social Psychology* im Jahr 1999. In der Veröffentlichung *Lesbian Erotic Role Identification* zu Grunde liegenden empirischen Arbeit wurde der Testosteron-Spiegel von Butches (in der Studie mit Verweis auf frühere AutorInnen der letzten Jahrzehnte beschrieben als sich maskulin gebende bzw. ‚männlich‘ wirkende Lesben) und Femmes (beschrieben als ‚feminin‘ wirkende Lesben) im Vergleich miteinander untersucht, vor dem Hintergrund der Annahme, bei Butches müsse der Testosteron-Spiegel höher sein (Pearcey et al. 1996). Hierzu gibt es keinerlei Präzedenzen: Noch nie war zuvor ein möglicher biologischer Unterschied zwischen Butches und Femmes festgestellt bzw. darüber veröffentlicht worden und auch Untersuchungen von physischen Unterschieden zwischen so genannten homo- und heterosexuellen Frauen sind rar.^{10, 11}

Die Studie von 1999 zeigt das Ergebnis, dass tatsächlich Butches einen höheren Testosteron-Spiegel haben als Femmes. Es wird in den folgenden Jahren mehrfach in der Fachwelt als einer der Belege für die biologische Bedingtheit (lesbischer) Homosexualität rezitiert; wenige Kritiken kommen bisher von geisteswissenschaftlicher Seite.

Wie kam es zu diesem Ergebnis?

Der Artikel *Lesbian erotic role identification* von Singh et al. beginnt mit einer kurzen Darstellung des Butch/Femme-Phänomens und der Einwendung, dass manche Menschen die Nomenklatur ‚Butch/Femme‘ als eine Übertragung heteropatriarchaler männlich/weiblich-Rollenlichés und als gesellschaftliche Konstruktion kritisieren würden. Mit der Studie sollte diese Annahme herausfordert und Butch/Femme als vorsoziale Kategorie ‚weiblicher Homosexualität‘ betrachtet werden.

10 Einige darunter entstanden ebenfalls an der University of Texas, wie jene des Physio-Psychologen Dennis McFadden zu Gehörunterschieden zwischen hetero- und homosexuellen Frauen (vgl. z.B. McFadden/Champlin 2000).

11 Eine einzige ebenfalls durch eine ForscherInnengruppe der Texas University angestellte Untersuchung von Testosteron-Spiegeln an 28 Lesbenpaaren (Pearcey et al. 1996) konnte keinen Unterschied zwischen den Testosterondurchschnittswerten von Butches und Femmes finden.

Dem empirischen Teil geht eine fünfseitige (der Beitrag umfasst 15 Seiten) theoretische Darstellung voraus: Es folgt der Einleitung eine historisierende Ausführung über die Verleugnung von sich als Butch oder Femme wahrnehmenden Lesben durch Feministinnen und den homogenen Imperativ des Androgynen innerhalb der Lesbenschene „in America“.¹² Als beschreibende Muster für Butch/Femme gilt in dem Artikel eine aktiv/passiv-Dichotomie, die im Weiteren durch maskulin/feminin ersetzt wird. Mit dem Hinweis auf einige lateinamerikanische Länder sowie auf die Philippinen und Großbritannien, in denen eine Butch/Femme-ähnliche Aufteilung bestünde, heißt es: „The tenacity of butch/femme roles through diverse political eras and the prevalence of such roles cross-culturally suggest, they are based on stable psychobiological characteristics“ (Singh et al. 1999: 1036).

Nach Darstellung des Forschungsstandes, der sich im Wesentlichen auf die Vorläuferstudie von 1996 beläuft (Pearcey et al. 1996), wird zusammengefasst:

„[T]he differences between butch and femme lesbians parallel the differences between men and women. This suggests, that butch lesbians exhibit more male typical and femme lesbians more female-typical characteristics in their biological makeup and behaviour.“ (Singh et al. 1999: 1038)

Diese tautologische Vorbemerkung¹³ ist zugleich die vor allem aus *lyrischen* und *gesellschaftswissenschaftlichen* Beschreibungen generierte Forschungsthese der Existenz zweier distinkter und konsistenter lesbischer Sexualitäten, die mittels der empirischen Untersuchung des Hormonstatus verifiziert werden soll.

Biotheoretische Voraussetzung der Studie ist erklärtermaßen die – auf zwei vorausgegangene Studien zur Homo- vs. Heterosexualität im Zusammenhang mit Hormonen bei Frauen – gestützte Annahme, dass Butch-Lesben pränatal, also im Uterus größeren Mengen an Androgenen ausgesetzt gewesen wären, und zweiter Teil der Annahme ist, dass dies nicht nur die Körperform, sondern auch das Verhalten, z.B. Reproduktionsentscheidungen und Mutterverhalten („maternal behaviour“, Singh et al. 1999: 1038), beeinflusst. (Vgl. Leveroni/Berenbaum 1998; Reinisch/Sanders 1992)

Die AutorInnen tätigten weitere Vorhersagen für die Ergebnisse, die sie aus ihrem Fragenkatalog, den sie dem Saliva-Test (der Speicheluntersuchung) vorstellten, zu erhalten hofften: Butches, bzw. jene mit höherem Testosteron-Spiegel, sollten sexuell häufiger dominant sein,

12 Mit Bezug auf insbesondere Loulan 1990; „America“ wird an der entsprechenden Stelle von Singh et al. nicht genauer gefasst.

13 Tautologisch insofern, als zunächst anhand von Merkmalen von „A“ dieses „A“ als = „a“ definiert wurde und ebenso „B“ anhand von Merkmalen von „B“ als = „b“; im nächsten Schritt sollte empirisch überprüft werden, ob „b“ Merkmale von „B“ und „a“ Merkmale von „A“ trüge.

sich für Sex Toys und -darstellungen stärker interessieren, ähnlich der Beschreibung der männlichen Sexualrolle. Laut früheren Studien erinnerten die Geschlechter das kindliche Spielverhalten unterschiedlich: Femme wie auch Frauen erzählten mehr von Spiel mit Schmuck und berichteten häusliche Anekdoten, Männer und Butches bewegten sich als Kinder eher draußen, laut und sportlich. Auch dieses und viele weitere traditionell dualistische männlich-weiblich Zuschreibungen hoffte man in Korrelation zum Testosteronlevel zu finden: „Such gender typical behavior can also be influenced by prenatal hormonal levels“ (Singh et al. 1999: 1039).

4 Die Studie

4.1 Zur Empirie der Studie ‚Lesbian erotic role identification‘

Die Studie untergliedert sich in zwei Teile: Im ersten werden ausschließlich Fragebögen ausgewertet, der zweite Teil beinhaltet zusätzlich den Testosterontest, der tatsächlich zu dem Ergebnis kommt, dass Butches einen höheren Testosteron-Spiegel aufweisen als Femmes.

In dem ersten Teil der Empirie werden 158 sog. Frauen¹⁴ befragt, davon 100 Lesben und 58 heterosexuelle Frauen. Sie wurden im Schneeball-Verfahren rekrutiert.¹⁵ Jede Teilnehmerin bekam einen Umschlag mit Fragen, nach Angaben zur persönlichen Geschichte eingeordnet in „lesbisch/gay“, „bi-“ oder „heterosexuell“ oder „not sure“ sowie Butch oder Femme. Die Frage, „ich verstehe mich selbst primär als Femme“, oder „primär als Butch“ konnte auf einer Skala von 0-10 beantwortet werden, dabei hieß 0 = „definitiv nicht richtig“, und 10 „definitiv richtig“. Von dem für „Butch“ angegebenen Wert wurde der für „Femme“ angegebene Wert abgezogen.¹⁶

Letzten Endes gab es auf diese Weise 58 Femmes, 47 Butches und 58 heterosexuelle Frauen in diesem Teil der Studie. Diese ließen sich durch diese Berechnung als Butches mit einem Butchwert von +4,9 im Durchschnitt zusammenfassen und Femmes mit einem Durchschnitt von -5,6. Die Standardabweichung betrug 2,8 und 2,6. Nach diesen Angaben aus der *Lesbian erotic role identification*-Studie lassen sich auf der dem Substraktionsvorgang entsprechenden Skala mit den Extremen -9= „sehr

14 Es wird nicht angegeben, auf welchem Weg diese Personen der Kategorie Frau zugeordnet werden.

15 D.h. FreundInnen der AutorInnen wurden gebeten, Freundinnen um Teilnahme zu bitten, die wiederum Freundinnen um Teilnahme bateten etc.

16 Anwendungsbeispiel: Person X gibt auf der Skala von 0 bis +10 für das Ausmaß ihrer „butchness“ (in der Studie „butch score“ genannt) den Wert +3 an und beantwortet die Frage, wo auf der Skala zwischen 10 und 0 sie sich als Femme einordnet, mit +2. Dann erfolgt in der Auswertung die Subtraktion (+)3-(+)2= +1. Die Person X wird infolgedessen eingeordnet als Butch mit dem Wert (+)1.

Femme“ (bzw. „im negativen butchness-Bereich liegend“) bis +9 = „sehr Butch“, die Ergebnisse wie in Abb. 1 (bewusst skizzenhaft) darstellen.

Die Teilnehmerinnen sind anschließend nach Persönlichkeitsmerkmalen untersucht worden, die nach Ansicht der AutorInnen gehäuft bei Männern bzw. Frauen auftreten, wie z.B. „feminin expressiv“, „maskulin instrumentelles Handeln“ oder „kompetitives Verhalten“, je nach Geschlecht unterschiedliche Art der Depressionen, etc.

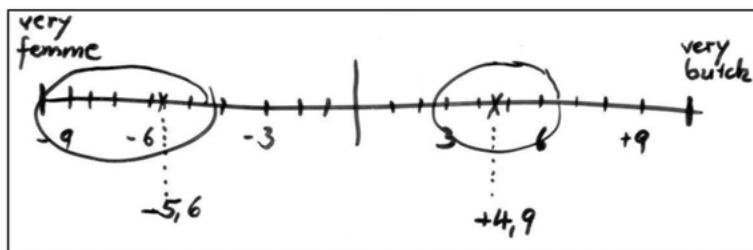


Abb. 1: Durch bewusste Auswahl der Methodik und der Probandinnen entstehen stark unterscheidbare „Sexualitäten“: umkreist sind die Durchschnittswerte des „butch-score“ mit den Abweichungen von den Durchschnittswerten +4,9 und -5,7.

Es wurden in diesem Bereich keine Differenzen zwischen heterosexuellen Frauen, Butches und Femmes gefunden. Der ebenfalls abgefragte Kinderwunsch war bei Butches, den empirischen Ergebnissen nach, von allen bei weitem am größten (sofern sie nicht selbst gebären müssten). Im Gegensatz dazu wurde von den Femmes und den heterosexuellen Frauen doppelt so häufig angegeben, Kinder selbst gebären zu wollen.

Den Erwartungen der AutorInnen entsprechende Unterschiede fanden sich im Wesentlichen in waist-to-hip-ratio (Verhältnis Taillen- zu Hüft-Umfang, jener der Butches lag um 3,7% und 5% höher als der der Femmes und heterosexuellen Frauen), der für die AutorInnen der Studie auf Unterschiede im Testosteronlevel deutet. Auch gaben Butches im Verhältnis zu Femmes häufiger an, beim Sex eher oben auf zu liegen und erinnerten sich ihren Angaben nach häufiger als Femmes und heterosexuelle Frauen an eigenes „gender-atypisches Verhalten“ aus ihrer Kindheit.

In der zweiten Untersuchung der Studie *Lesbian erotic role identification* wurden Fragebögen mit Fragen nach „gender-atypischem Merkmalen“ gekoppelt an den Testosterontest. Hierfür wurde wieder mit Schneeballtechnik rekrutiert. Diesmal nahmen jedoch nur 17 Butches, 16 Femmes und 11 heterosexuelle Frauen teil. Keine Testperson aus der vorigen Studie war dabei, die Studie erweckt aber den Eindruck, als wä-

re „dichotomer“ rekrutiert worden: Das Durchschnittsgewicht und der waist-to-hip-ratio unterscheiden sich jetzt innerhalb der 3 Gruppen weit aus stärker. Eines der auffälligen Ergebnisse aus dieser Befragung ist, dass die heterosexuellen Frauen um weit über ein Drittel häufiger angeben, sich zu wünschen, Kinder zu gebären, als in der ersten Befragung. Während in der ersten Fragebogenstudie die Femmes mit den heterosexuellen Frauen gleichhielten, lagen sie diesmal lediglich auf der Höhe der Butches und gaben halb so oft an, sich zu wünschen zu gebären, wie die heterosexuellen Frauen.

Das Testosteron-Ergebnis fiel so aus, dass die Butches einen Durchschnitt von 4,1 Nanogramm (ng) Testosteron je Deziliter (dl) Speichel aufwiesen, die Femmes 2,5, die heterosexuellen Frauen 2,3 – jeweils mit einer Standardabweichung von 1,7-0,8 ng/dl. Der Testosteron-Spiegel, so heißt es in der Ergebnisdarstellung, sei also ein „positive predictor“ des „degree of butchness“ (Singh et al. 1999: 1046).

Die AutorInnen kamen in der Ergebnisdiskussion für beide Studienteile zu dem Schluss, dass ihre Feststellungen ernsthaft die Behauptung in Frage stellten, dass die Butch/Femme-Rollenverteilung quasi ein Irrtum der BetrachterInnen sei. Schließlich wurde nochmals darauf hingewiesen, dass bereits zwei andere Studien die mögliche Vererbbarkeit sexueller Orientierung von Frauen aufgezeigt hätten.¹⁷ Dennoch, so wird bedauert, gäbe es noch immer keine Studie zu Gehirnunterschieden zwischen Lesben und heterosexuellen Frauen. Weitere Studien seien notwendig – und wenn sich herausstellen würde, dass Butches besser als Femmes abschnitten bei z.B. mathematischen Tests, würde dies die Annahme bestätigen, dass die Unterschiede zwischen Butch und Femme hormonell bedingt seien (vgl. Singh et al. 1999: 1047).

Diverse Faktoren relativieren jedoch die scheinbare Eindeutigkeit der hormonellen Verkörperung von butchness, wie sie die Studie nahe legt.

4.2 Relevanz des gesellschaftlichen Bezugsrahmens

In der *Lesbian erotic role identification*-Studie ist die Dateninterpretation und -generierung ebenso wie bereits die Generierung der Forschungsfrage besonders eng verknüpft mit dem dichotom-systematischen (im Wortsinne ebenso „in-zwei-getrennt“ wie „unterschieden-zusammengesetzt“) Bezugssystem (Longino 1990: 86)¹⁸, das naturwissenschaftlichen

17 Sie beziehen sich diesmal auf Bailey/Benishay 1993 und Bailey et al. 1993.

18 Helen Longino, die als eine der ersten WissenschaftsanalytikerInnen endokrino-logische Studien systematisch darauf untersuchte, wie kontextabhängige (gesellschaftliche) Wertungen (*contextual values*) in naturwissenschaftliche Studien einfließen, fand hierfür vor allem vier verschiedene Ebenen der Erkenntnisgewinnung, die auch diese Studie strukturieren: So sind die Beschreibung der Daten, die Generierung der Forschungsfrage und die spezifischen Hintergrundan-

Erkenntnisprozessen der Neuzeit zu Grunde liegt. Die Studie basiert auf dem universalen Konzept der Scheidung sämtlicher sich sexuell fortpflanzender Wesen, also insbesondere der menschlichen Spezies, in zwei Geschlechter, wodurch überhaupt erst das Interesse an der Forschungsfrage sich erklärt und das (binäre) invertierte Geschlecht als Erklärungsmuster für Abweichungen auftritt. Für die Sinnhaftigkeit der Forschungsfrage, ob sich eine zunächst nur gemutmaßte Unterteilung von Lesben in den Typus Butch und jenen der Femme auf einen essentiellen Unterschied der Menge des Hormons Testosteron beziehen lässt, suggerieren Singh und seine MitarbeiterInnen dementsprechend zunächst die eindeutige Existenz zweier Sexe. Anhand der im Text der Studie vorkommenden adjektivischen Verwendungen „männlich“ und „weiblich“ wird für deren Charakterisierung deutlich, dass nicht nur von Körpergeschlechtern, sondern von zwei distinkten, hormonell determinierten Verhaltengeschlechtern die Rede ist. Trotz der historisch ausführlichen Literaturbasis zur Frage der Existenz von Butch und Femme wird die Existenz des männlichen oder weiblichen Sexus in der Studie jedoch nicht belegt. Auch in der methodischen Ausführung wird in der Darstellung dazu, wie viele ‚Frauen‘ sich an der Studie beteiligten, nicht erklärt, wie eine Person für die Studie als Frau qualifiziert wird – ob etwa per Augenschein, Blick in den Ausweis oder durch biologische Ermittlung. Gegenständlichkeit im positivistischen Sinne wird hier erwirkt durch die schweigende Performanz, durch unausgesprochene Wiederholung von ‚Selbst-Verständlichkeiten‘, die das gesellschaftliche Bezugssystem vorgibt.

Was eine Frau ist und ob es zwei Geschlechter, oder fünf, oder gar nur ein unteilbares Kontinuum zwischen Polen gibt, wird aber auch mit biologischer Argumentation inzwischen als Frage aufgeworfen, bzw. Zweigeschlechtlichkeit verneint – mit weitreichenden möglichen Folgen für das Rechtssystem. (Vgl. Fausto-Sterling 2000 u. 2002; Wizemann/Pardue 2001; Plett 2003)

Auf der Basis der Geschlechterbinarität wird in der *Lesbian erotic role identification*-Studie ebenfalls, dies allerdings explizit als biologische Eigenschaft diskutiert, von der Existenz von Sexualität als konsistenter Eigenschaft von Individuen ausgegangen. Diese Vorstellung existierte wie in Kapitel 2 beschrieben, jedoch nicht als überhistorische Konstante, sondern basiert auf der Verwandlung des homosexuellen *Handelns* in

nahmen häufig von kontextabhängigen Wertungen geprägt. Als globale Annahmen finden sie sich häufig in einem Bezugssystem ausgedrückt, dass auf allen Ebenen Einfluss nehmen kann; oder die Akzeptanz eines bestimmten Bezugssystems wird durch kontextabhängige Wertungen erleichtert, welches dann den Charakter eines ganzen Forschungszweiges dominieren kann. Dieser Aspekt wird von Kuhn (1973) im Zusammenhang mit dem Begriff „wissenschaftliche Revolution“ ähnlich formuliert.

eine homosexuelle *Eigenschaft* etwa am Ende des 19. Jahrhunderts. Ulrichs „Conträrsexualität“, die vor dem Hintergrund juristischer Verfolgung und gesellschaftlicher Ausgrenzung von Homosexualität entwickelt worden war, findet sich bei Singh und MitarbeiterInnen in der Annahme wieder, dass es ausgerechnet ein erhöhtes Maß an Testosteron (nicht etwa die Ernährung, erhöhte Sonnenexposition oder gar ein gesellschaftlicher Umstand) sei, was einerseits Lesben von heterosexuellen Frauen scheide und andererseits wiederum sich ‚weiblicher‘ benehrende Lesben von sich ‚männlicher‘ verhaltenden trenne. Dies wiederum fußt darauf, dass vormals (sowohl historisch als auch in der *Lesbian erotic role identification*-Studie) ein Katalog an als ‚männlich‘ bzw. ‚weiblich‘ definierten Verhaltensweisen entwickelt worden war, deren Auftreten hormonell durch Testosteron bzw. Nicht-Testosteron (Östrogene z.B.) gegeben sei. Die Idee, dass das an Frauen gerichtete Begehrten von Frauen nicht etwa die biologische Konsistenz zweier Sexe, deren Sexualität sich binär aufeinander richtet, in Frage stellt, sondern dass es sich bei diesen Personen um Frauen handelt, die in ihrem Inneren (mehr oder weniger) Männer sind, lässt sich nur mit der Theorie des verkehrten Geschlechts, in das „Mannweib“, nachvollziehen, mit der auch die Femme zur bloßen Empfängerin der männlich-aktiven Begierde der Butch wird. Auf diese Weise bleibt das Begehrten nach dem Weiblichen ein männliches, kristallisiert in einem Molekül. Zu guter Letzt wird folgerichtig, wie um das Puzzle zusammenfügen zu können, die chemiedeterministische und auf Basis einerseits des Konzeptes der hormonell induzierten Zweigeschlechtlichkeit sowie des Conträrgeschlechts entstandene Theorie des Hirngeschlechts und der unausweichlichen fötalen Prägung der Sexualität durch erhöhte Androgenwerte im fötalen Umfeld (Uterus) für die Deutung der empirischen Ergebnisse in der *Lesbian erotic role identification*-Studie angeführt. Dass es sich beim Hirngeschlecht um eine biologietheoretische black box handelt, ist für das Aufrechterhalten und die Passfähigkeit der *Lesbian erotic role identification*-Studie ein geeigneter Umstand, denn so bereiten Lesben mit aktuell (zu) niedrigem Testosteron-Spiegel keinen System-Widerspruch.

Möglicherweise ist es die hohe Passfähigkeit dieses biologischen Erklärungsmodells der Studie mit dem universal zweigeschlechtlichen Bezugssystem, durch die der Bias in der Darstellung und Interpretation der Studienergebnisse erklärt werden kann. Die Studie bricht bereits vor der Darstellung der Datengenerierung an ihren eigenen Angaben, wenn einleitend vorausgesetzt wird, dass, da Butch wie Femme (als Frauen?) ähnlichem sozialen „Training“ und Rollenerwartungen unterworfen wären, es z.B. eine biologische Ursache für die Abneigung von Butches geben müsse, sich vorzustellen, schwanger zu sein, nämlich eben die pränatale Androgenexposition. Diese Vorannahme wurde so geäußert, obwohl eine Seite zuvor aus einer anderen Studie zitiert wurde, nach der nur 4% Femmes, aber über 20% Butches äußern, gelegentlich als Mann

durchzugehen. Dies bedeutet selbstverständlich, dass von durchaus unterschiedlichem „sozialen Training“ und anderen Rollenerwartungen ausgegangen werden muss. Allein, eine sich an die Umgebung vermittelnde Unterschiedlichkeit zwischen genau zwei Gruppen von Lesben vorauszusetzen, dann aber die Setzung vorzunehmen, dies würde die Umgebung nicht interessieren, ist nicht nachvollziehbar.

Genauer betrachtet erscheinen die Kategorien Butch und Femme in dieser Studie als in hohem Maße konstruiert: Jede Teilnehmerin bekam einen Umschlag mit Fragebögen, nach Angaben zur persönlichen Geschichte eingeordnet in „lesbisch/gay“, „bi-“ oder „heterosexuell“ oder „not sure“ sowie Butch oder Femme. Die Möglichkeit, sich einer selbst genannten Kategorie zuzuordnen, gab es nicht. Solche Personen, die die Studie unterwanderten, indem sie sich nicht als Butch/Femme einsortierten, wurden ebenso exkludiert (immerhin 17 Teilnehmerinnen), wie die, die sich gar nicht oder bestenfalls als Bi einsortieren konnten. Das waren weitere 13. Somit hatten 30 von 188 ursprünglich Befragten in der ersten Befragung¹⁹ zum Ausdruck gebracht, dass für sie zumindest diese Aufteilungen nicht funktionieren.

Das Verfahren, die Selbst-Skalierung der Teilnehmerinnen als Femme von der Skalierung als Butch zu subtrahieren, wird von den AutorInnen besonders hervorgehoben. Sie betonen, dass sie – anders als in anderen psychologischen Studien – Butch und Femme „nicht als zwei einander gegenüberliegende Enden eines bipolaren dimensionalen Kontinuums“ (Singh et al. 1999: 1039) konzipiert hätten, sondern dass eben beide Angaben parallel gemacht werden könnten. Durch das Subtraktionsverfahren entsteht allerdings, wie im empirischen Teil dargestellt, ein ebensolch bipolares Kontinuum mit den Polen Butch und Femme, so dass die ‚femmeness‘ gleichsam ein Stück ‚butchness‘ ‚aufbraucht‘ und umgekehrt. Die parallele Existenz unterschiedlicher Verhaltensmuster, die statt auf *konsistente Wesen* eher auf von Moment zu Moment unterschiedliche *Handlungen* schließen ließe, verschwindet.

An der Studie 2, in der der Befragung der Testosterontest angegeschlossen wurde, nahmen nur 17 Butches, 16 Femmes und 11 heterosexuelle Frauen teil. Also zu wenige, um sagen zu können, dass Aussagen von statistischer Relevanz eindeutig möglich wären. Der große Unterschied in Durchschnittsgewicht und waist-to-hip-ratio zwischen den Gruppen kann bereits hierdurch bedingt sein (es genügen ein paar wenige ‚un-/passend‘ ausgewählte Personen, um großen Einfluss auf das Ergebnis zu bewirken).

19 In der zweiten Befragung, der sich der Testosteron-Test anschloss, wird nur angegeben, dass von 46 ursprünglich teilnehmenden Lesben 10 wegen unvollständiger Angaben im Fragebogen exkludiert wurden (vgl. Singh et al. 1999: 1045).

Eine Schwierigkeit im Studiendesign, die darin selbst als „Vorteil der Studie“ bezeichnet wird, ist, dass sowohl Frauen ohne Uterus (nach Hysterektomie) wie auch Teilnehmerinnen, die Verhütungspillen oder andere Medikamente einnahmen, die gravierend in den Hormonhaushalt eingreifen, aus dem Testosterontest ausgeschlossen wurden. Letzteres ist zwar vernünftig für eine Hormonstudie, mittels derer nach körpereigenen Hormonen gefragt werden soll. Damit unterlag aber besonders die Auswahl der heterosexuellen Frauen scharfen Einschränkungen, da nur solche Frauen ausgewählt wurden, die keiner Hormontherapie (auch Verhütungsmittelinnahme) unterlagen. In den USA stehen nach Daten von 1996 weit über 80% der Frauen im reproduktionsfähigen Alter (darin ist noch nicht unterschieden, ob es sich um heterosexuelle Frauen handelt) in Hormonanwendung (Abma et al. 1997). Weithin ist es in der Gynäkologie üblich, gerade Frauen, bei denen per Augenschein oder wegen unregelmäßiger Menstruationen von einem „Übermaß“ an Androgenen ausgegangen wird, mit Östrogenen oder durch die Vergabe der schwangerschaftsverhügenden Pille zu therapieren. Wie bereits vielfach v.a. in der Frauengesundheitswissenschaft festgestellt wurde, werden aus gynäkologischer Sicht bei Frauen bereits geringe Abweichungen einer eng gesetzten Norm als hyperandrogener Zustand betrachtet und hormonell behandelt. Nur wenige heterosexuelle Frauen entziehen sich regelmäßigen Praxisbesuchen. Dies bedeutet, dass für die Studie *Lesbian erotic role identification* zwangsläufig als Kontrast zu den Lesben ganz besondere Frauen ausgewählt wurden: solche, die möglicherweise bewusst nicht hormonell verhüten, beispielsweise, weil sie sich aktuell ein Kind wünschen und solche, deren Hormonstatus aus gynäkologischer Sicht ihre ‚Weiblichkeit‘ und ‚weiblichen Funktionen‘ nicht beeinträchtigt. Dies bedeutet streng genommen, dass durch die Vorgaben der Studie nur heterosexuelle Frauen mit niedrigem Testosteron-Spiegel Aufnahme in den Studiendaten finden konnten. Eine deutlichere Vorführung der Unmöglichkeit, ein „vorgesellschaftliches“ Geschlecht zu betrachten, ließe sich kaum erdenken. Was die Untersuchung *Lesbian erotic role identification* findet, ist die Sexuierung von Menschen durch amalgamierten gesellschaftlichen und scientischen²⁰ Bias.

In Hinsicht wiederum auf die Butches und ihren, wie die *Lesbian erotic role identification*-Studie nahe legt, butch-relevant hohen Testosteron-Spiegel ist erstens bedenkenswert, dass die Butches im Durchschnitt fast 10 kg bzw. 1,5 kg schwerer waren als die Femme bzw. heterosexuellen Frauen und 11 Jahre älter waren als die Femme. Es ist bekannt, dass Körbergewicht, Alter und Größe die Körper-Testosteronproduktion beeinflussen. Es wurde zwar in der Studie *Lesbian erotic role identification* „um Gewicht und Alter korrigiert“ (Singh et al. 1999:

20 Damit adjektiviere ich *Scientia* im Sinne von „physikalische-“ oder „Naturwissenschaft“.

1046),²¹ jedoch wurde darauf verzichtet, anzugeben, in welcher Richtung und auf welche Weise. Sowohl das Verhältnis von Taillen- zu Hüftumfang, als auch der Testosteron-Spiegel nehmen mit zunehmendem Körpergewicht bei ‚Frauen‘²² überproportional zu (und nehmen damit ‚männlichere‘ Werte an), bzw. bei einer Diät entsprechend ab. Zweitens wurden bis auf den Testosteron-Spiegel sämtliche Angaben von den ProbandInnen selbst vorgenommen. Es ist vernünftig, davon auszugehen, dass diese Angaben von Personen, die sich unter Kenntnis der erwarteten weiblich/männlich-Charakteristika in einem Fragenkatalog als Butch oder Femme eintragen, einem (unbeabsichtigten) Bias unterliegen.

In der abschließenden Ergebnisdiskussion für beide Befragungen und die Testosteronmessungen wird schließlich eine weitere (möglichlicherweise nicht einmal intendierte) Passung der erhobenen Daten in das ‚globale‘ Bezugssystem vorgenommen. Die Daten werden unter – im Resultat tendenziösen – Auslassungen zusammengefasst. So überschlägt beispielsweise der Satz „As a matter of fact, when femme lesbians were compared with heterosexual women, they did not differ in WHR [waist-to-hip-ratio], testosterone level, or desire to give birth“ das Faktum, dass im zweiten Teil der *Lesbian erotic role identification*-Studie (Singh et al. 1999: 1047) die Femmes im Vergleich zu den heterosexuellen Frauen weniger als halb so oft ein „desire to give birth“ angegeben hatten und sich die Ergebnisse der ersten und zweiten Fragebogenauswertung in fast allen Punkten stark und in oft widersprüchlicher Weise unterschieden.

Die AutorInnen kommen dennoch in der Diskussion für beide Studienteile zu dem Schluss, dass ihre Feststellungen die Behauptung in Frage stellen, dass die Butch/Femme-Rollenverteilung eine bloße Kopie heterosexueller Labels sei, die Betrachter auf lesbische Beziehungen quasi als Interpretationsbias aufdeuten.²³ Dies unterstellt, es wäre die ‚Hormonisierung‘ des Butch/Femme-Phänomens die einzige Alternative zu der Annahme, es sei der heterosexistische Blick, der die Betrachtenden Butches oder Femmes erkennen lässt. Vorstellbar wäre auch eine Beschreibung von Butches und Femmes als selbst gewählte oder zwischen gesellschaftlichen Machtverhältnissen exerzierte Identitäten und Verkörperungen, bei denen dennoch Hormone nicht untätig sein müssen. In keinem einzigen Punkt hat die Studie eine Entscheidung zwischen

21 Die Angabe im laufenden Text und die Tabellenüberschrift stimmen nicht überein: Laut Tabellenüberschrift zu den entsprechenden Daten wurden die durchschnittlichen Werte für den Testosteron-Spiegel um den BMI (Gewicht in kg/[Körpergröße in cm]²) korrigiert.

22 Auch vor der Menopause, vgl. Wabitsch et al. 1995.

23 „[...] cast serious doubt on the notion that butch and femme erotic roles are mere copies of heterosexual labels that observers have applied to lesbian relationships“ (Singh et al. 1999: 1046).

nature oder *nurture* als Ursache für gender-(a)typische Merkmale unterstützen können. In den Punkten, in denen sie einen verhältnismäßig höheren Testosteron-Spiegel als ursächlich für Weiteres suggeriert, lässt sich entgegnen, dass genau die Merkmale, die sie in der Studie als butch-typisch ausweisen, den Testosteron-Spiegel einer jeden Person erhöhen würde: Es ist bereits gezeigt worden, dass Stress (auch unter Belastung durch Verantwortung) ebenso den eigenen Testosteron-Spiegel erhöht, wie der Umgang mit Menschen mit hohem Testosteron-Spiegel in räumlicher Nähe (durch Pheromonwirkung von Testosteron wie z.B. an Arbeitsplätzen in traditionell ‚männlichen‘ Berufsfeldern).

Mit der vorgenommenen Dekonstruktion der textuell-hormonellen Determinierung des Butch/Femmes-Phänomens durch die *Lesbian erotic role identification*-Studie soll nicht suggeriert werden, es handelte sich bei jener Untersuchung von 1999 um eine wissenschaftliche Bagatelle. Die Zeitschrift *Journal of Personality and Social Psychology*, in der die *Lesbian erotic role identification*-Studie erschien, wird herausgegeben von der American Psychological Association, ihrem editorial board gehören weit über 400 ProfessorInnen der Psychologie von Universitäten v.a. der USA aber auch aus Kanada, Australien und Europa an. Sie ist eines der wesentlichen internationalen Fachorgane der wissenschaftlichen Psychologie. Der erstgenannte Autor der Studie ist Evolutionspsychologe und lehrt langjährig an der Universität Texas. Trotz des im akademischen Rahmen weiterhin exotischen Themas wurde die Studie bereits vielfach zustimmend, sowohl im Fachkollegium wie auch in über die Psychologie hinausweisenden wissenschaftlichen Kontexten, zitiert. Dies zeigt einerseits, dass die *Lesbian erotic role identification*-Studie fachlich anerkannt ist, und dass dies derzeit umgekehrt auch innerhalb der empirischen Psychologie für ihre Bezugssysteme, nämlich die Theorien geschlechtlich divergenter hormonell-determinierter Wesens- und Verhaltensprägung gilt.

Entgegen der auf den ersten Blick plausibel wirkenden, am Ende des 20. Jahrhunderts nicht nur von Gunter Schmidt geäußerten Diagnose (vgl. Einleitung dieses Artikels) einer Flexibilisierung der Geschlechter, kann hiervon, zumindest auf dem naturwissenschaftlichen Feld wenig die Rede sein. Wenn, wie in dieser Studie, Verhaltensäußerungen als hormonell bedingt entsprechend einer strengen männlich/weiblich-Binarität bis hin zu „Mutterverhalten“ essentialisiert werden, bleibt bestenfalls der Freiraum, quasi invertiert zu sein.

5 Die soziale Macht von Testosteron

Wie kommt es zu der Revitalisierung der männlich-weiblich-Differenztheorie als zusätzlich neue Binnendifferenz unter Lesben? Bildet die *Lesbian erotic role identification*-Studie lediglich das Denken einer im Verhältnis zum gesellschaftlichen Bezugsrahmen konservatorischen Nachhut ab? Oder geht stattdessen der Trend zur Pluralität der determinierten Binaritäten?

Seit den 1980er Jahren hat sich die akademische Auseinandersetzung mit Geschlecht stark verändert, nicht nur in Hinsicht auf ‚Homosexualität‘, bis diese schließlich vom Index der psychiatrischen Diagnosen gestrichen wurde. Hatten Neuroendokrinologie, Physiologie, Soziobiologie und ähnliche Fachrichtungen, deren Forschung sich teils direkt mit dem ‚natürlichen‘ menschlichen Gewebe befasst, den „radikalen Dimorphismus“ (Stoff 2000) in einer Weise verfolgt, dass sich gesellschaftliche Rollenbilder, in denen Frauen wenig lukrative Positionen zugeschrieben wurden, und Rollenabweichungen zu pathologisieren waren, so lässt sich doch ab etwa Ende der 1980er eine relative Einflussnahme feministischer Ansätze auf die Wissenschaften feststellen. In den 1990ern wurde Feminismus nicht nur von Naturwissenschaftlerinnen rezipiert, sondern auch als Anspruch an die jeweiligen Fächer formuliert und teilweise sogar erfolgreich eingebracht.²⁴ Die Kritik an der Geschlechterdichotomie als grundsätzliche Prämissen allerdings hat sich wenig durchsetzen können. Statt dass die Kategorie Geschlecht selbst hinterfragender Untersuchung unterzogen wird – wie beispielhaft von den Biologinnen und Naturwissenschaftsanalytikerinnen Anne Fausto-Sterling und Donna Haraway vorgeführt und gefordert – scheinen primär jene Kritiken Gehör gefunden zu haben, die die Binarität argumentativ zementieren.

So fand offenbar der berechtigte feministische Vorwurf, das ‚Weibliche‘ käme in der Biologie stets nur als passives und als Abweichung von der männlichen Norm vor bzw. werde als Geschlecht im Verhältnis zum Mann (so beispielsweise in der Toxikologie) zu wenig in den Fokus genommen, in der Fachrichtung der Sex Based Biology seine scheinbare Beantwortung: Als quasi biologisches Pendant zu Gender Studies wird sie synonym auch als Gender Based Biology bezeichnet²⁵ und auch in den jeweiligen wissenschaftlichen Produkten gender und sex grundsätzlich gleichgesetzt. In einer ‚gender analysis of clinical results‘ wird z.B. nicht etwa untersucht, ob Versuchsergebnisse mit einem gender bias gedeutet wurden, sondern, wie sich die clinical results als Produkt einer zweigeschlechtlichen Physiologie oder Anatomie deuten lassen. U.a. in

24 Vgl. als Übersichten zu Feministischer Naturwissenschaftskritik Götschel/Daduna 2001, Scheich 1996, Orland/Scheich 1995.

25 Beispielsweise in diversen Publikationen des National Institute of Health der USA.

Gender Based Biology finden sich Gehirnstudien wieder, die besondere mathematische Fähigkeiten zu einem Attribut eines anatomisch männlichen Gehirns werden lassen und Frauen physiologisch im Geschlechtervergleich bessere fürsorgliche und kommunikative Fähigkeiten – insbesondere im Umgang mit (den eigenen) Kindern – bescheiden.

Wie vor allem in der Frauengesundheitsforschung gezeigt wurde, hatte der bisherige *sex/gender-bias* insbesondere im medizinischen Anwendungsbereich für Frauen verheerende Folgen. Es kam beispielsweise zu regelmäßigen Fehldosierungen von Medikamenten und Fehlinterpretationen von Daten, wenn sie von dem Maßstandard Mann auf Frauen übertragen wurden. Die Forderung, physische Differenzen zwischen Menschen gesundheitspolitisch ernst zu nehmen, ist für medizinische Problemlösungen entscheidend. Allerdings treibt die Differenzierung teils nützliche, teils absonderliche Blüten: Mit der Kampagne der US-Society for Women's Health Research von 1999 beispielsweise, Frauen, die sich für klinische Versuche zur Verfügung stellen, als „Health heroes“ zu feiern, wurde der Aufholbedarf an medizinischem Datenmaterial angegangen. Dort aber, wo sich mit dem Konstruktionszusammenhang von sex und gender wie auch mit Verflechtungen mit anderen Kategorien nicht kritisch auseinander gesetzt wird,²⁶ schleift das lang erkämpfte Motto „Vive la Difference“²⁷ unhinterfragten historischen Ballast medizinischer Dichotomisierungen mit sich, der neuerlich Festbeschreibungen und geschlechtlichen Determinismen das Wort redet. Auch sinnvolle fachliche Neugründungen wie Lesbian Health Studies, die aus Forderungen und Initiativen von Lesben in den USA seit etwa 1994 mit dem Ziel hervorgegangen sind, Lesben auf ihre differenten Bedürfnisse und Erkrankungen hin zu untersuchen, scheinen sich nur legitimieren zu können, wenn das Lesbische als biologische Kategorie fassbar gemacht wird.

Einen wesentlichen, scheinbar emanzipatorisch intendierten Beitrag zur Reaffirmation der biologischen Geschlechterdifferenz leisten derzeit zahlreiche junge Biowissenschaftlerinnen, die sich im Wissenschaftsjournalismus verdingen. So werden beispielsweise in dem Artikel „Das wahre Geschlecht“ im Magazin *Der Spiegel* (von Bredow 2000) die Ergebnisse der Feministischen Naturwissenschaftskritik der 1980er und 1990er Jahre in einer Breite zitiert, wie es sich damals keine der Frauen selbst zu träumen gewagt hätte (siehe Abb. 2).

26 Der Arbeitskreis Frauen und Geschlechterforschung in Public Health an der Universität Bremen beispielsweise betreibt hierüber intensive Auseinandersetzung, die in Forschung und Lehre eingeht.

27 Society for Women's Health Research 1998: Titel eines Lehrvideos: „An introduction to gender-based biology, the field of scientific inquiry that examines the biological and physiological differences [...]“.



Abb. 2: Femalism feiert das Weibliche (von Bredow 2000).

In welchen Kontext diese gestellt werden, ist allerdings problematisch: Seit etwa 1995 und besonders in den Jahren 1999/2000 wurde eine Fülle an Artikeln veröffentlicht, die wie nie zuvor die Biologie der Frau bejubeln, ihre Fruchtbarkeit; die riesigen, mächtigen Eizellen der Frauen, die nicht mehr passiv auf die Spermien warten, wie noch vor etwa zehn Jahren, sondern sie geradezu aggressiv verschlingen; die vernetzende Intelligenz der Frauen durch ein zwar kleineres Gehirn, dessen Zellen aber untereinander umso stärker vermitteln, wird hervorgehoben und die sprachlich-sensible, soziale Intelligenz betont; ebenso wie die Tatsache, dass Frauen biologisch ein höheres Alter erreichen als Männer als evolutionärer Fortschritt gedeutet wird und derlei vieles mehr.

Diese, in der Öffentlichkeitsdarstellung sozial intelligenten, selbstbewussten ‚Fruchtbarkeitsmonster‘, die durchaus Sex begehrn, stehen den aggressiven ‚dummdreisten Muskelpaketen‘ von Männern, die vor lauter Testosteron nicht wissen, wohin mit ihrer Kraft, gegenüber. Die Frauen, die solche Dinge sagen, sind durchaus keine Feministinnen (mehr), sie nennen sich Femalists, beschreiben galant in ritterlicher Minneweise die weiblichen Vorzüge²⁸ und grenzen sich damit ab von ihren feministischen Vorgängerinnen, deren Kritik als solche formuliert und meist mit Utopien verbunden worden war.

28 Websters 1913: „To familize: To make, or to describe as, female or feminine. *Shaftesbury*“. „Femalist: (Fe“mal*ist) n. A gallant. [Obs.]; Courting her smoothly like a *femalist Marston*“.

Der *femalism* ist ein Begriff, der im Zusammenhang mit Sex/Gender-Konzepten erstmals unter Nachsatz einer beschreibenden Erklärung bei der Wissenschaftsjournalistin Natalie Angier 1999/2000 Verwendung fand (Angier 1999, von Bredow 2000), von Sigrid Schmitz allerdings auch auf die biologistisch-feministische Evolutionstheorie von Hilde Neunhöffer von 1995 bezogen wird (Schmitz 2001).²⁹ Meines Erachtens ist dieser ‚femalistische‘ Determinismus einer der wesentlichen Hintergründe der hormonellen Reessentialisierung der Geschlechter. Ein zweiter ist der ‚testosterone hype‘ seit Ende der 1990er Jahre, der auch in der nichtakademischen Öffentlichkeit soziologische oder andere biologische (z.B. genetische) Geschlechterinterpretationen zur Gänze in den Hintergrund drängt.

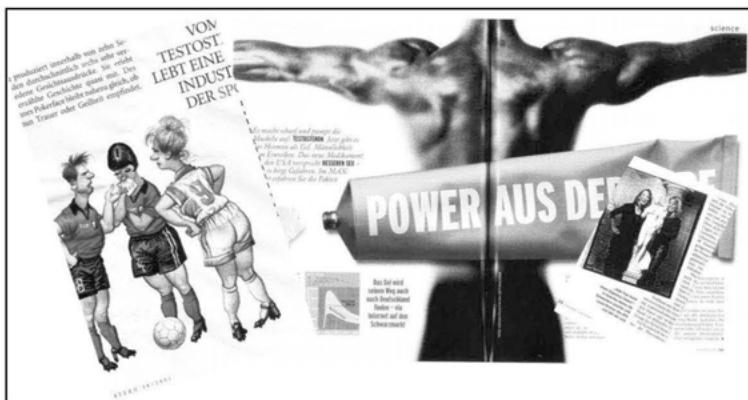


Abb. 3: Testosteronboom in öffentlichen Medien (Collage aus Stern 24, 2001; Max 6, 2000; Stern 38, 2001).

Dabei wird Testosteron, inzwischen als Gel erhältlich, seit Ende der 1990er Jahre als das ‚Männlichkeitshormon‘ schlechthin gehandelt, und der wesentliche Unterschied zwischen den Geschlechtern, wie in der Darstellung in verschiedenen deutschen Magazinen (vgl. Abb. 3), in seiner Wirkung ausgemacht. Unter starker Medienbeteiligung entwickelte sich ein Testosteronboom in den 1990ern; zugleich werden nun Transsexuelle in dieser Strömung häufig vorgeführt, wodurch auch das Wissen über seine Wirkungen und seine scheinbare Harmlosigkeit steigt. Gegen die diversesten vermeintlichen Schwächungen wird mit Testosteron ins Feld gezogen, aber auch gegen AIDS. Im April des Jahres 2000 erschien in der New York Times ein Artikel des schwulen Autors und Kolumnisten Andrew Sullivan, der als HIV-Infizierter eine regelmäßige zweiwöchentliche Testosterondosis (als Spritze) verschrieben bekam,

29 Anders als ich geht Sigrid Schmitz davon aus, weder Natalie Angier noch Hilde Neunhöffer hätten je Ansätze feministischer Naturwissenschaftsanalyse rezipiert.

unter der er keineswegs leidet. Sullivan weist in seinem Artikel auf die Mutabilität der physischen Geschlechter hin, die durch die breite Anwendung von Testosteron deutlich werde. Auch er beschreibt die Geschlechter im Wesentlichen als ähnlich, nur eben, den Frauen mangle es an Testosteron. Dies erklärt er wie folgt: „Der Testosteronunterschied zwischen Mann und Frau ist so groß, dass der Testosteronlevel einer Frau niemals den eines Mannes überschreiten kann, es sei denn, sie leidet unter irgendeiner Art von Hormonstörung“ (Sullivan 2000). Eine ähnlich tautologische Verfahrensweise der Konstruktion eindeutiger Dichotomie wurde bereits im vorliegenden Artikel in der *Lesbian erotic role identification*-Studie aufgezeigt.

Testosteron mache binnen Stunden selbstbewusst und machtvoll, allerdings, wie Sullivan meint, gepaart mit Aggressivität. So erklärt Sullivan die hohe Rate an Männern und selbst von ‚Schwarzen‘ in Gefängnissen mit ihrem Testosteronstatus – denn sog. schwarze Männer hätten 3-19% mehr Testosteron im Blut als ‚weiße‘. Umgekehrt wäre Testosteron vielleicht eine medizinische Lösung für alle Menschen, die mehr Macht erreichen wollten. Der Artikel endet mit dem, was die *Lesbian erotic role identification-Studie* mit den in ihr dargestellten Kausalitäten ebenfalls nahe legt: Testosteron macht risikofreudig, selbstbewusst und publikumswirksam, das ist alles, was ein Politiker braucht. Wir hatten, schreibt Sullivan als einer der ersten den backlash hormonell ausbuchstabierend,³⁰ eine lange Phase der rhetorischen Unterdrückung der Natur, heute dagegen sehen wir, dass wir gegen die Hormone nicht ankommen: „Frauenförderung ist inhärent utopisch. Wir sollten nicht schockiert sein, wenn es in Kultur und Politik ein Geschlechterungleichgewicht gibt. Nach der Phase des Feminismus tritt nun das Testosteron wieder auf den Plan, aber in weniger sozialer Form als früher.“ (ebd.)

Der Vergleich der historischen Einbettung der Arbeiten Ulrichs', zu dessen Lebzeiten die konzeptionellen Voraussetzungen für ein hormonelles statt soziales Verständnis von Verhalten und Begehrten geschaffen wurden, und der *Lesbian erotic role identification*-Studie zeigt, worin die Gefahr der Essentialisierung liegt: sofern sie identitätsstiftende Strategie ist, wird sie definiert durch den wertungsgeladenen Hintergrund, der sie hervorbringt. Sie ist umso erfolgreicher, je stärker sie passfähig für diesen Bezugsrahmen ist, der sie jedoch zugleich umso eher – in selbstverstärkendem Sinne – einzuvorleben vermag.

30 Vgl. z.B. den medizinisch unterfütterten Businessratgeber des promovierten Psychologen Häusel (2002): Dass 90% der Firmengründungen auf Männer zurückgehen und sie so viel auf Geschäftsreisen seien, liege an dem „Dominanzhormon“ (Häusel) Testosteron.

Literatur

- Abma, Joyce C. / Chandra, Anjani / Mosher, William D. / Peterson, Linda S. / Piccinino, Linda J. (1997): Fertility, family planning, and women's health: new data from the 1995 National Survey of Family Growth, National Center for Health.
- Angier, Natalie (1999): *Woman an Intimate Geography*, New York.
- Badinter, Elisabeth (1984): *Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute*, München.
- Bailey, J. Michael / Benishay, Deana S. (1993): Familial aggregation of female sexual orientation, *American Journal of Psychiatry* 150, S. 272-277.
- Bailey, J. Michael / Pillard, Richard C. / Neale, Michael C. / Agyei, Yvonne (1993): Heritable factors influence sexual orientation in women, *Archives of General Psychiatry* 50, S. 217-223.
- Beach, Frank A. (1971): zit. in: Arno Karlin: *Sexuality and Homosexuality*, New York, S. 399.
- Beach, Frank A.. (1979): Animal Models for Human Sexuality. In: *Sex, Hormones and Behavior*. Ciba Foundation Symposium 62, Amsterdam.
- Berenbaum, Sheri A.. / Bailey, J. Michael (2003): Effects on gender identity of prenatal androgens and genital appearance: Evidence from girls with congenital adrenal hyperplasia, *The Journal of Clinical Endocrinology & Metabolism* 83, 3, S. 1102-6.
- Birke, Lynda I. A. (1981): Is Homosexuality hormonally determined? *Journal of Homosexuality* 6 (4), S. 35-49.
- Bloch, Iwan (1907): *Das Sexuelleben unserer Zeit*, Berlin.
- Burr, Chandler (1996): Why conservatives should embrace the gay gene, *The weekly Standard*, 09.12.1996.
- Byne, William / Parsons, Bruce (1993): Human sexual orientation. The biologic theories reappraised, *Archives of General Psychiatry*, 50, S. 228-239.
- Byrd, A. Dean (2001): The innate-immutable argument finds no basis in science, *Salt Lake City Tribune*, 27.5.2001.
- Dienel, Christine (1995): Kinderzahl und Staatsräson. Empfängnisverhütung und Bevölkerungspolitik in Deutschland und Frankreich bis 1918, Münster.
- Dörner, Günther (1968): Hormonal Induction and Prevention of Female Homosexuality, *Journal of Endocrinology* 42, S. 163-164.
- Dörner, Günther / Hinz, G. (1968): Induction and prevention of male homosexuality by androgen, *Journal of Endocrinology* 40, S. 387-388.
- Dörner, Günther / Rohde, Wolfgang / Stahl, T. / Krell, L. / Masius, W. (1975): A neuroendocrine predisposition for homosexuality, *Archives of Sexual Behavior* 4 (1), S. 1-8.
- Durden-Smith, Jo (1980): Interview with Roger Gorski, In: *Quest*#80, 1, S. 96.
- Ehrhardt, Anke / Meyer-Bahlburg, Heino (1979): Prenatal sex hormones and the developing Brain, *Annual Review of Medicine*, Palo Alto.
- Fausto-Sterling, Anne (2000): *Sexing the body. Gender politics and the construction of sexuality*, New York.
- Fausto-Sterling, Anne (2002): „That sexe which prevaleth“. In: Adams, Rachel; Savran, David: *The masculinity studies reader*, Malden/Oxford.
- Foucault, Michel (1999): *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit* 1, Frankfurt a.M. (11. Auflage).

- Freud, Sigmund (1961): Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. In: Gesammelte Werke 5, Frankfurt a.M., S. 29-145.
- Gladue, Brian A. / Green, Richard / Hellman, Ronald E. (1984): Neuroendocrine Response to Estrogen and Sexual Orientation, *Science* 225, S. 1496-1499.
- Götschel, Helene / Daduna, Hans (Hg.) 2001: Perspektivenwechsel. Frauen- und Geschlechterforschung zu Mathematik und Naturwissenschaften, Mössingen-Talheim.
- Gorski, Roger A. (1984): The 13th J.A.F. Stevenson Memorial Lecture – Sexual differentiation of the brain: possible mechanisms and implications, *Canadian Journal of Physiology and Pharmacology* 63, 6, S. 577-594.
- Hall, Catherine M. / Jones, Julie A. / Meyer-Bahlburg, Heino F. L. / Dolezal, Curtis / Coleman, Michelle / Foster, Peter / Price, David A. / Clayton, Peter E. (2004): Behavioral and physical masculinization are related to genotype in girls with congenital adrenal hyperplasia, *The Journal of Clinical Endocrinology & Metabolism* 89, 1, S. 419-424.
- Häusel, Hans-Georg (2002): Limbic success: So beherrschen Sie die unbewussten Spielregeln des Erfolgs; die besten Strategien für Sieger, Freiburg.
- Hamer, Dean H. / Hu, Stella / Magnuson, Victoria L. / Hu, Nan / Pattatucci Angela M. (1993): A Linkage Between DNA Markers on the X Chromosome and Male Sexual Orientation, *Science* 261 (July 16, 1993), S. 321-7.
- Herrn, Rainer (1995): On the history of Biological Theories of Homosexuality, *Journal of Homosexuality* 28, Nr. 1, 2; S. 31-56.
- Hu, Stella / Pattatucci, Angela M. / Patterson, Chavis / Li, Lin / Fulker, David W. / Cherny, Stacey S. / Kruglyak, Leonid / Hamer, Dean H. (1995): Linkage Between Sexual Orientation and Chromosome Xq28 in Males But Not in Females, *Nature Genetics* 11, S. 248-256.
- Klose, Carl Ludwig (1829): Über den Einfluß des Geschlechtsunterschieds auf Ausbildung und Heilung von Krankheiten, Stendal.
- Krafft-Ebing, Richard v. (1903): *Psychopathia sexualis*, Hamburg.
- Kuhn, Thomas S. (1973): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, Frankfurt a.M.
- Laqueur, Thomas (1996): Auf dem Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud, München.
- Le Vay, Simon (2001): zit. in.: A. Dean Byrd: The innate-immutable argument finds no basis in science, Salt Lake City Tribune, 27.5.2001.
- Le Vay, Simon (1996): Queer Science, MIT Press.
- Le Vay, Simon (1991): A Difference in Hypothalamic Structure Between Heterosexual and Homosexual Men, *Science* 253, S. 1034-7.
- Leveron, Catherine / Sanders, Sheri A. (1998): Early androgen effects on interest in infants: Evidence from children with congenital adrenal hyperplasia, *Developmental Neuropsychology* 14, S. 321-340.
- Longino, Helen E. (1990): Science as Social Knowledge. Values and objectivity in scientific inquiry, Princeton/New Jersey.
- Loulan, JoAnn (1990): The lesbian erotic dance: Butch, femme, androgyny, and other rhythms, San Francisco.
- Mann, Charles (1994): Genes and behaviour, *Science* 264, S. 1687.
- McFadden, Dennis / Champlin, Craig A. (2000): Comparison of auditory evoked potentials in heterosexual, homosexual, and bisexual males and

- females, Journal of the Association for Research in Otolaryngology, 1, S. 89-99.
- Neunhöffer, Hilde (1995): Freie Frauen und ihre entscheidende Rolle in der Evolution des homo sapiens, Hamburg.
- New York Times (1991): 17.12.1991, S. 19.
- Nordenström, Anna / Servin, Anna / Bohlen, Gunilla / Larsson, Agne / Wendell, Anna (2002): Sex-typed toy play behaviour correlates with the degree of prenatal androgen exposure assessed by CYP21 genotype in girls with congenital adrenal hyperplasia, *The Journal of Clinical Endocrinology & Metabolism* 87, 11, S. 5119-5124.
- Orland, Barbara / Scheich, Elvira (Hg., 1995): Das Geschlecht der Natur, Frankfurt a.M.
- Oudshoorn, Nelly (1994): Beyond the natural body. An archeology of sex hormones. London/New York.
- Oudshoorn, Nelly (2002): Jenseits des natürlichen Körpers. Die Macht bestehender Strukturen bei der Herstellung der „hormonalen Frau. In: Duden, Barbara; Noeres, Dorothee (Hg.), Auf den Spuren des Körpers in einer technogenen Welt, Opladen, S. 257-278.
- Pearcey, Sharon M. / Docherty, Karen J. / Dabbs, James M. Jr. (1996): Testosterone and sex role identification in lesbian couples, *Physiology and Behaviour* 60, S. 1033-5.
- Plett, Konstanze (2003): Intersexuelle – gefangen zwischen Recht und Medizin. In: Koher, Frauke; Pühl, Katharina (Hg.), Gewalt und Geschlecht. Konstruktionen, Positionen, Praxen, Opladen.
- Reinisch, June M. / Sanders, Stephanie A. (1992): Prenatal hormonal contributions to sex differences in human cognition and personality development. In: Gerall, Arnold A.; Moltz, Howard; Ward, Ingeborg L. (Hg.), Handbook of behavioural neurology: Sexual differentiation, New York, S. 221-243.
- Ricketts, Wendell (1984): Biological Research on Homosexuality: Ansell's Cow or Occam's Razor? *Journal of Homosexuality* 9 (4), S. 65-93.
- Scheich, Elvira (Hg., 1996): Vermittelte Weiblichkeit. Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie, Hamburg.
- Schmehrsal, Katrin (1995): „Sind es Frauen“?: Zur Reaktion von Frauen auf antifeministische Topoi. In: Kleinau, Elke; Opitz, Claudia (Hg.), Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. Bd. 2: Vom Vormärz bis zur Gegenwart, Frankfurt a.M./New York, S. 181-191.
- Schmersahl, Katrin (1998): Medizin und Geschlecht. Zur Konstruktion der Kategorie Geschlecht im medizinischen Diskurs des 19. Jahrhunderts, Opladen.
- Schmidt, Gunter (2001): Gibt es Heterosexualität? In: Heidel, Ulf; Micheler, Stefan; Tuider, Elisabeth (Hg.), Jenseits der Geschlechtergrenzen. Sexualitäten, Identitäten, Körper in Perspektiven von Queer Studies, Hamburg, S. 223-232.
- Schmitz, Sigrid (2002): Rezension: Der neue „Feminalismus“ – Quo vadis femina? *Querelles-Net* 4 ; www.querelles-net.de/2001-4/text02.htm
- Scientific American (1995): Gay Genes, Revisited: Doubts arise over research on the biology of Homosexuality, (Nov.) 26.
- Society for Women's Health Research (1998): Vive la difference (Video); www.womens-health.org/about/pubs.htm (gesehen am 23.01.2004)

- Singh, Devendra / Vidaurri, Melody / Zambarano, Robert J. / Dabbs, James M. Jr. (1999): Lesbian Erotic Role Identification: Behavioural, Morphological and Hormonal Correlates, *Journal of Personality and Social Psychology* 76, 6, S. 1035-1049.
- Socarides, Charles W. (1992): Sexual politics and scientific logic: the issue of homosexuality, *The Journal of Psychohistory* 19,3, S. 307-329.
- Steinach, Eugen (1920): Künstliche und natürliche Zwittrdrüsen und ihre analogen Wirkungen, *Archiv für die Entwicklungsmechanik der Organismen*, 46, S. 12-28.
- Steinach, Eugen / Lichtenstern, Robert (1918): Umstimmung der Homosexualität durch Austausch der Pubertätsdrüsen, *Münchener Medizinische Wochenschrift* 6, 65, S. 145-148.
- Stoff, Heiko (2001): Vermännlichung, Verweiblichung, Verjüngung. Neue Körper zu Beginn des 20. Jahrhunderts. In: Heidel, Ulf; Michel, Stefan; Tuider, Elisabeth (Hg.), *Jenseits der Geschlechtergrenzen. Sexualitäten, Identitäten, Körper in Perspektiven von Queer Studies*, Hamburg, S. 275-290.
- Sullivan, Andrew (2000): The he hormone, *New York Times*, 2.4.2000.
- Ulrichs, Karl-Heinrich (1865): *Inclusa*. In: Ulrichs, Karl-Heinrich 1898: *Forschungen über das Rätsel der mannmännlichen Liebe*. Magnus Hirschfeld (Hg.), 2. Ausg., Leipzig.
- von Bredow, Raffaela (2000): Das wahre Geschlecht, *Der Spiegel* 30, S. 74-81 (24.07.2000).
- von Schrenck-Notzing, Albert Freiherr (1892): *Die Suggestionstherapie bei krankhaften Erscheinungen des Geschlechtssinns*, Stuttgart.
- Wabitsch, Martin / Hauner, Hans / Heinze, Eberhard / Böckmann, Andreas / Benz, Rainer / Mayer, Herrmann / Teller, Walter (1995): Body fat distribution and steroid hormone concentrations in obese adolescent girls, before and after weight reduction, *Journal of Clinical Endocrinology and Metabolism* Vol. 80, No. 12, S. 3469-3475.
- Websters (1913): *Websters Revised Unabridged Dictionary* 1913; www.machaut.uchicago.edu/cgi-bin/WEBSTER.page.sh?PAGE=551 (gesehen am 16.01.2004).
- Westphal, Carl (1869): Die conträre Sexualempfindung, *Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten*, 2, 1, S. 73-108.
- Wizemann, Theresa M. / Pardue, Mary-Lou (Hg.: Committee on Understanding the Biology of Sex and Gender Differences, 2001): *Exploring the biological contributions to human health – does sex matter?* Washington, D.C.

